

Berühmte Männer und ihre Hunde

Von Hildegard G. Fritsch.

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen. Goethe

Das waren zwar des Dichters Worte im Faust; als aber der „Hund von Aubry" an der Weimarer Bühne zur Aufführung gelangen sollte, berief sich der Intendant Goethe auf den Paragraphen 10 des Theatergesetzes, der besagte: „Auch dürfen keine Hunde auf die Bühne kommen!" Die Hauptrolle des Stückes spielte ein Hund, der einen Mörder ausfindig macht. Damals reiste ein Mann namens Karsten mit einem gelehrigen Pudel in Deutschland umher. Das Tier war auf dieses Stück dressiert. Goethe war durch nichts zu bewegen, den Pudel kommen zu lassen; und als man doch Karsten mit dem Pudel nach Weimar berief, reiste der Dichter im April 1817 nach Jena und erhielt dort die von seinen Gegnern schon längst geforderte Entlassung als Intendant. Künftig kursierte bei Hofe und im Städtchen der Vers:

„Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
Und kommt der Pudel, muß der Dichter weichen!"

Wenn es auch nicht allen großen Männern erging wie Goethe, so ist die Rolle eines Pudels und der Hunde überhaupt im Leben der Großen recht interessant. Im Leben Schopenhauers spielte ebenfalls ein Pudel eine Rolle. Sein bemerkenswertestes Wort über diese Angelegenheit war: „Wenn es keine Hunde gäbe, möchte ich nicht leben!"

In seinem Arbeitszimmer hing „ein ganzes Rudel Hunde", so berichtete im Januar 1860 eine Zeitung. Es waren nämlich Gemälde, Kupferstiche auserlesener Hundeschönheiten. Seine Sammlung Hundebildnisse umfaßte etwa 16 Stiche. Er hielt aber auch einen lebenden Hund, einen Pudel. Für seinen letzten Pudel setzte er sogar ein kleines Kapital fest und bestimmte in seinem Testament, daß dieses Tier davon verpflegt werde, bis es sterbe. Er hieß „Butz", doch Schopenhauer nannte ihn „Atma"-Weltseele!

Auch Richard Wagner war ein Hundefreund. Er weinte beim Tode seines dreizehnjährigen „Peps" unaufhörlich. Das zweite Tier, ein Neufundländer, liegt im Park der Villa Wahnfried begraben. Der Grabstein hat zur Aufschrift: „Hier ruht und wacht Wagners Ruß!"

Am bekanntesten ist wohl die deutsche Dogge, der „Reichshund" Bismarcks! Trotzdem dachte der eiserne Kanzler von Hunden nicht gerade sehr hoch. Er äußerte sich einem Besucher gegenüber, daß sie dumm seien und: „Was kann schon Gutes daran sein: der Kaiser hat den „Reichshund" ja durch Boetticher taufen lassen!" — Aehnlich scheint es Hunden ergangen zu sein, die sich der Wiener Dichter Castelli hielt. Er hatte unter der Zensur des Grafen Sedlnitzky sehr zu leiden und taufte daher kurzerhand seine beiden Köter „Sedl und „Nitzky"!

Zwischen Studenten und Hunden gibt es seit jeher gute Freundschaft. Analog dem „Reichshund" Bismarcks halten sie sich „Korpshunde", um die oft sogar blutige Mensuren ausgetragen wurden, wenn sich die Hunde gebissen hatten. Manche Studenten besaßen im Hause des dozierenden Professors ihr Domizil oder ihre „Bude", wie es in der Studentensprache heißt. Dort wurde aus Zweckmäßigkeitsgründen auch meistenteils der Korpshund untergebracht. Denn einmal hatte das Tier dort stets gutes Futter, auch dann, wenn die Kasse des Korps knapp war, und andererseits galten die beim Professor „wohnenden" Hunde als heilig! Sie trugen am Halsband drei Buchstaben „P. P. H.", und der Hund, der diese Zeichen trug, war kein gewöhnlicher Hund und durfte nicht geschlagen oder getreten werden. „P. P. H." aber heißt übersetzt: „Professoren-Pursichen(Bursichen)-Hund"!

Friedrich der Große ist gleichfalls als Hundefreund sehr bekannt. Die „Biche" war sein Lieblingshund, der selbst am siebenjährigen Kriege „teilnahm".

Auch neuere Größen sind Hundefreunde gewesen. Da ist zunächst Heinrich Seidel zu nennen. „Polly" war sehr gelehrig. Er bekam ein Stück Zucker auf die Nase gelegt und fraß es erst dann, wenn sein Herr „Da!" sagte. Seidel nennt ihn selbst immer „Polly Seidel", denn der Hund gehörte nun einmal „zur Familie"!

Präsident Harding, das verstorbene Staatsoberhaupt der Vereinigten Staaten, war gleichfalls Hundefreund. Sein Hund nahm, ohne daß es jemand veranlaßte, am Begräbnis teil und mußte vom Grabe fortgelockt werden. Auch Sven Hedin hing an seinen Hunden und trauerte sehr, wenn ein Tier starb oder es Abschied zu nehmen galt.

Und wem von uns war nicht der Hund schon ein besserer Freund, als es oft Menschen sind? Unwillkürlich muß man hier an die Schlußzeilen eines Gedichtes von Rudolf Presber denken:

Auf einsamen Wegen im Regenwind
Hab' oft ich Erfrischung gefunden —
Und wenn mir die Menschen zu dämlich sind,
Dann spiel' ich mit meinen Hunden.

Die Bedeutung des Schneiderpokal-Rennens.

Von M. Laurent Eynac, dem ehemaligen französischen Luftfahrtminister

Meiner Meinung nach ist das Schneider-Pokal-Rennen bei weitem die größte aller internationalen Schnelligkeitsprüfungen. Der Wettkampf, der nun jede zwei Jahre wiederholt wird, hat nicht nur dem Studium der Wasserflugzeuge viel genützt, sondern auch zur Herstellung von sehr leistungsfähigen und sehr starken Motoren geführt.

Dieser letzte Punkt ist eins der interessantesten und wertvollsten Ergebnisse der Schneider-Wettkämpfe, das für die praktische Nutzanwendung der hochleistungfähigen Motoren sehr dienlich sein wird. Diese Vervollkommnung wird natürlich einen unmeßbaren Vorteil für jedes Aufklärungs-Geschwader in Kriegszeiten bedeuten. Ich glaube kaum, daß ohne den Schneider-Pokal dieser große Fortschritt so schnell erreicht worden wäre. Man wird vielleicht den Einwurf erheben, daß die Schneider-Maschinen außergewöhnlich sind und man von ihnen keine Dauerhaftigkeit erwarten darf. Es ist wahr, daß sie kaum für diesen Zweck entworfen wurden, aber trotzdem folgt nicht daraus, daß sie diese Eigenschaft mit der Zeit nicht noch erhalten. Bei der letzten Ausstellung in Paris konnte man schon den Fortschritt bemerken. Das Ringen um den Schneider-Pokal verursachte denselben Wetteifer in Italien, wo sich bemerkenswerte Wasserflugzeuge bei der Schnelligkeitsprüfung auszeichneten.

Solange das französische Luftministerium besteht, ist es sich der Wichtigkeit und Bedeutung der Schneider-Wettkämpfe bewußt. Es hat Verträge mit bedeutenden Maschinen- und Wasserflugzeugerbauern abgeschlossen, damit Frankreich an den Schneider-Wettflügen in diesem Jahre teilnehmen kann. Wir werden bestimmt mehrere französische Maschinen zu diesen Rennen melden, nicht nur weil wir glauben, daß es für den Flugsport nützlich ist, sondern auch, weil die Entwicklung und Förderung des Baues der hochleistungsfähigen Motoren dem Streben entspricht, unsere Luftflotte mit kräftigen und schnellen Wasserflugzeugen auszustatten.

Es ist jedoch unmöglich, bei der Prüfung der Wasserflugzeuge nur auf die Schnelligkeit zu achten. Wir sind jetzt bestrebt, starke mehrzylindrige Motoren zu bauen und sie gleich den Schneidermaschinen zu prüfen. Sie werden für die Seemacht oder für Handels- und Postdienst verwendbar sein.

Ich bin der Ansicht, daß es keine Grenze für die Reichweite des Wasserflugzeuges gibt, es wird das beste Mittel für die Verbindung zwischen den verschiedenen Ländern sein.

Die Bedeutung solcher Schnelligkeitsprüfungen wie der Schneider-Wettkämpfe kann folglich nicht überschätzt werden, sie sollten in allen Ländern Förderung finden. Diese Geschwindigkeitsprüfungen geben uns einerseits Einblick in die schwierigen Aufgaben, die sich aus dem Streben nach großer Geschwindigkeit ergeben, andererseits spornen sie uns zur Herstellung von leichten und kräftigen Motoren an.

gefesselt und geknebelt.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 33 | 25. April 1931 | 6. Jahrgang

Mord in Klampenborg

Kriminalroman
von Hermann Reinecke

Ueberherrechtsschutz Bimag, Berlin SW 19. 1929

14. Forts.

Inzwischen kamen von allen Richtungen Polizeibeamte angelaufen.

Der Chef drehte sich um und erkannte einen der Polizisten.

„Hallo, Johansen! Holen Sie sofort das Polizeiauto! Aber schnell, schnell! Wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Der Polizist riß die Hand an den Helm und stürmte im Laufschritt um die Ecke, wo er beinahe mit zwei Kollegen zusammengerannt wäre. Kjöge sah sich nach dem Pförtner des Ministeriums um.

Der — ein altes, gebeugtes Männchen — war aus seiner Loge herausgetrippelt und lief händeringend im Hausflur auf und ab.

Der Chef rief ihn zu sich.

„Wie ist denn das Ganze gekommen?" herrschte er den Portier an.

Der alte Mann jammerte laut auf. Er hatte nichts Verdächtiges bemerkt, gar nichts! Durch das kleine Fenster seiner Loge, das zum Hausflur hinausging, hatte er gehört, wie sich der Fremde mit dem Schutzmann unterhalten habe. Er hatte sich gedacht, wenn der Polizist ihm den Weg zur Abteilung R. 144 erklärt, brauche er — der Portier — sich ja nicht zu bemühen. Er sei ein braver, im Dienst ergrauter alter Mann, und doppelte Arbeit halte er für unwirtschaftliche Verschwendung.

Der Chef bremste den Redeschwall mit einer brüsken Handbewegung.

„Haben Sie denn nicht schießen hören?"

Gewiß, das hatte der Portier. Er hatte gerade die beiden anderen Fremden bemerkt, als es im Hausflur zweimal fürchterlich dröhnte. Der Portier war beinahe in Ohnmacht gefallen, da er an ein Bombenattentat glaubte. Als er sich zusammenraffte und mit feinen Trippelschritten die Treppe zum Hausflur hinabstieg, war Kjöge schon dort, sowie ein Teil der Beamten, die sich — allerdings vergeblich — um das Opfer bemühten. „Hier kommt Hilfe zu spät!" hatte er einen Kanzleisekretär sagen hören.

Ein unentwegt tutendes Nebelhorn in der Ferne kündigte das inzwischen mobilisierte Polizeipanzerauto mobil an. Als der Chef auf die Straße trat, fuhr der Wagen vor, acht Polizeibeamte sprangen hinunter.

Harald Kjöge erteilte seine Befehle. Der Tote ist sofort ins Polizeikrankenhaus zu transportieren. Der Chefarzt solle ihn untersuchen und vor allem die Revolverkugel herausschneiden, die, wie Kjöge bei flüchtiger Untersuchung festgestellt hatte, im Körper steckengeblieben war. Das Detektivkorps solle sofort alle Bahnhöfe besetzen und besonders nach einem Manne mit scharfem, spitzem, barlosem Kinn und breiter Autobrille mit braungefärbten Gläsern fahnden. Zwei der Beamten erhielten den Auftrag, die Motorradkompagnie zu alarmieren und für eine sofortige Abpatrouillierung der Landstraßen nach dem Süden, Westen und Osten zu sorgen.

„Vier Beamte in Zivil begleiten den Abendschnellzug nach der schwedischen Grenze und postieren sich beim Bahnübergang in Frederikshall!" kommandierte der Chef. Er überlegte einen Augenblick.

„Nein," sagte er dann, „ich fahre selbst hinüber zur Kriminalabteilung und sorge für die nötigen Anordnungen!"

Der Chef grüßte und rief ein vorbeifahrendes Auto an.

Vier Polizisten ergriffen die Leiche und schoben sie in den schweren Panzerwagen. Der Chauffeur breitete seine Kniedecke über den toten Kameraden aus. Stumm und bedrückt nahmen die Polizisten im Auto Platz. Keiner wagte ein Wort zu sagen.

Kurze Zeit darauf heulte ein Nebelhorn durch Oslos Straßen und die Passanten sahen einen Wagen mit uniformierten Beamten in wahnsinnigem Tempo um die Straßenecken rattern.

Eine Viertelstunde später spielten bereits Telegraph und Rundfunk und trugen den Zeitungsredaktionen wie den Hörern des abendlichen Programms die Schreckensnachricht von dem Mord vor dem Ministerium des Äußern zu. Oslo war um eine große Sensation bereichert worden.

Kjöge hatte dem Chauffeur als Ziel das Polizeihauptgebäude genannt. An der Kreuzung der Tordenskjoldsgade geriet sein Wagen in eine Verkehrsstockung. Ein schönes, breites amerikanisches Reiseauto hatte offenbar eine Panne gehabt, und gerade als die Taxe mit dem Chef der Kriminalpolizei sachte heranfuhr, schwang sich der Chauffeur des Wagens wieder auf seinen Sitz und sauste in heftigem Tempo davon.

Kjöge hatte einen Blick auf den Chauffeur geworfen und ein Verdacht schoß ihm plötzlich durch den Kopf. Aber dann lachte er. Dieser Chauffeur hatte ja kein spitzes Kinn, sondern trug einen dunklen Vollbart, außerdem hatte er nur eine gewöhnliche Brille auf und keine Autobrille mit braunen Gläsern. Anscheinend befand sich ein Kranker im verschlossenen Wageninnern. Der Chauffeur hatte vorn am Motor ein großes weißes Taschentuch befestigt, das lustig im Winde flatterte und nach den in Skandinavien üblichen Gebräuchen dem Publikum und den Verkehrspolizisten zeigte, daß der Wagen zurzeit als Hilfskrankentransport diente und daher mit 75-Kilometer-Geschwindigkeit durch die Straßen eilen durfte. So verlor der Chef den amerikanischen Wagen innerhalb weniger Sekunden aus dem Auge.

Harald Kjöge schalt sich selbst, daß er schon am hellichten Tage Gespenster sah. Schlecht gelaunt kam er im Polizeihauptgebäude an und führte sofort eine Unterredung mit seinem Stellvertreter Hoyer herbei.

Hoyer strahlte über das ganze Gesicht.

„Nun, was sagt er?“ fragte er vergnügt den Chef.

„Gar nichts! Er ist tot!“ stieß Kjöge zwischen den Zähnen hervor und knetete nervös die Hände ineinander.

Hoyer wurde blaß.

„Wer? Der Journalist?“

„Nein! Der Schutzmann!“ brüllte Kjöge und lief wie ein gefangener Löwe im Zimmer auf und ab.

Hoyer kannte seinen Chef und hatte den Barometerstand inzwischen erkannt. Er wußte, daß Fragen jetzt keinen Zweck hatten, lehnte sich behaglich gegen die Fensterbank und unterzog seine Fingernägel angelegentlich einer Musterung.

Harald Kjöge lief noch immer auf und ab und blickte finster vor sich hin. Dann blieb er stehen und erzählte seinem Stellvertreter in kurzen Zügen, was vor dem Ministerium vorgefallen war.

Hoyer war verblüfft. Wer konnte an solch einem Mord Interesse haben?

Kjöge schlug die Hände zusammen.

„Das ist es ja gerade! Man fährt doch nicht im Auto zum Udenrigsministeriet, lediglich um einen harmlosen Polizisten vor der Haustür niederzuknallen. Einer solchen Handlungsweise fehlt ja jeder Sinn und Verstand!“

„Mindestens jeder erkennbare Sinn und Verstand!“ erlaubte sich Hoyer einschränkend zu bemerken.

Der Chef warf ihm einen ungemütlichen Blick zu.

„Kommen Sie,“ sagte er zu Hoyer, „wir gehen ins Konferenzzimmer!“

Der Protokollführer trommelte die im Hause anwesenden Kriminalbeamten zur Besprechung zusammen. Der Chef gab in kurzen Zügen seine Anordnungen zur Überwachung der Grenzen, Bahnhöfe, Seehäfen und Landstraßen bekannt. Er gab dem Protokollführer zwecks Bekanntgabe in der Presse und im Rundfunk, so gut er vermochte, ein Signalement des Chauffeurs in dem Mordauto.

Dann ging er mit Hoyer wieder nach oben.

Kjöge drückte auf die Klingel und bestellte Kaffee aus einer gegenüberliegenden Konditorei. Hoyer zündete sich eine schwere schwarzbraune Brasilzigarre an.

Es war neun Uhr abend geworden. Kjöge und Hoyer hatten den mysteriösen Fall von allen Seiten beleuchtet und sich müde geredet. Neue Momente hatten sich in der Diskussion nicht ergeben. Hoyer verbarg hinter der Hand ein tiefes Gähnen.

Da klingelte das Telephon.

Der Chef nahm den Hörer zur Hand, sprach ein paar Worte und einige Minuten später ließ der Bureaudiener einen jüngeren Herren eintreten.

Es war Jeppesen. Er erzählte, daß er spazierengegangen sei. Als er noch Licht im Polizeihauptgebäude gesehen hatte, wäre er noch hinaufgekommen, um zu fragen, ob in seiner Überfallsache etwas Neues ermittelt worden wäre.

Der Chef war ziemlich kurz angebunden.

„Nein!“ sagte er, „wir sind seit Stunden mit einem Mord beschäftigt, Herr Jeppesen!“

Der Journalist zog erstaunt die Augenbrauen hoch. Schon wieder ein Mord? Und diesmal in Oslo? Er fand, daß er aus der Mordatmosphäre überhaupt nicht mehr herauskam.

Knud Jeppesen öffnete den Mund, um Kjöge etwas zu fragen, als die Tür aufging und zwei Gendarmen in die Stube traten. Zu der Mitte führten sie einen Mann, dem die Hände gefesselt waren. Zu gleicher Zeit klingelte das Telephon. Der Chef sprach einige Minuten, wobei er häufig seinen Blick auf den gefesselten Mann zwischen den Gendarmen warf. Als er fertig war, trat er auf Söderstorm und sagte:

„Sie sind also der Mörder?“

Der Sekretär verbeugte sich leicht.

„Bedaure, — nur der Entführte!“

Der Chef traute seinen Ohren nicht.

„Entführte? Sagen Sie mal, mein Lieber, das wievielte Verbrechen ist das heute nun eigentlich schon?“

„Keine Ahnung!“ erwiderte der Sekretär.

Jeppesen betrachtete den Verhafteten etwas näher. Kein übler Bursche, schien er zu denken. Da bemerkte der Journalist, daß Söderstorm ihn beobachtete, und suchte daher seinem Blick einen möglichst harmlosen Ausdruck zu geben.

Der Chef stellte sich breitbeinig vor dem Gefesselten auf.

„Mann! Wo sind Sie denn entführt worden, wenn man fragen darf?“

„Vor dem Udenrigsministeriet — in einem Automobil. Der wachthabende Polizist vor dem Eingang wurde niedergestreckt.“

„Mann Gottes!“ schrie der Chef, „das waren Sie? Das ist ja ungeheuer wichtig. Ich habe alles gar nicht sehen können, so fix ging das vor sich.“

„Ich glaube, wir wissen jetzt den Grund!“ bemerkte Hoyer und tat einen Zug an seiner kräftigen Brasil.

Söderstorm berichtete in kurzen Worten, was mit ihm geschehen war.

„Nehmen Sie dem Mann die Fesseln ab!“ schrie der Chef die beiden Gendarmen an. Unmerklich den Kopf schüttelnd, lösten sie dem Sekretär die Handschellen.

Kjöge hob den Hörer ab und ließ sich mit dem Hotel Phönix verbinden. Dann ersuchte er den Geschäftsführer, die Brieftasche des Gastes aus dem Zimmer 22 herunterzuholen und schleunigst bei der Kriminalpolizei abzuliefern. Mit einem Krach warf er den Hörer auf die Gabel.

Kein Mensch sprach ein Wort. Der Chef trommelte nervös mit den Fingern auf der Schreibtischplatte. Hoyer verfolgte den dicken blauen Rauch seiner Brasilzigarre. Jeppesen war anscheinend mit der Lektüre der Abendzeitung stark beschäftigt. Der Sekretär betrachtete seine Stiefelspitzen und die beiden Gendarmen drückten sich verlegen in den Ecken herum.

Da kam der Bote. Kjöge öffnete die Brieftasche, prüfte den Paß Söderstorms und reichte dann die Papiere dem Sekretär.

„Sie sind frei, Herr Söderstorm!“ sagte er und reichte dem Sekretär die Rechte, „wenn Sie können, versuchen Sie, bitte, den Mißgriff zu entschuldigen!“

Söderstorm verbeugte sich und machte eine unbestimmte Geste, die Zustimmung auszudrücken schien. Er setzte sich auf einen Stuhl, den ihm der Chef zuschob, und zeigte den Versammelten die aufgeschnittenen Rocktaschen.

„Und was hat man Ihnen gestohlen?“ fragte der Chef.

„Nichts! Absolut nichts! Das ist ja gerade das Unheimliche!“ antwortete Söderstorm.

Der dänische Journalist lächelte Hoyer ironisch zu. „Ich glaube, wir haben den Grund nicht!“ bemerkte er.

Hoyer schien diese Bemerkung zu überhören und rauchte ungestört weiter.

Der Chef schüttelte den Kopf.

„Nichts gestohlen? Da gehen Leute hin, knallen einen unschuldigen Familienvater über den Haufen, entführen einen ausländischen Staatsbürger, der hier zu Gast weilt, und dann schicken sie ihn hinterher ungeschoren nach Hause! Hoyer, verstehen Sie das?“

Der Angeredete verneinte.

Söderstorm hockte vor dem Chef und hielt die Fingerspitzen gegeneinander. Sein abgespanntes Gesicht verriet den Wunsch, sich auszuruhen.

Kjöge ließ sich noch eine Personalbeschreibung des Unbekannten geben, der den Sekretär im Zimmer der Villa gefangengehalten hatte, sowie eine Beschreibung des Automobils. Dann diktierte er telephonisch das Ergebnis dem Protokollführer und bat ihn, sofort die Fahndung zu veranlassen.

„Hat man Sie mit Chloroform oder sonstwie betäubt?“ fragte er den Sekretär.

Söderstorm verneinte.

„Mir blieb vor Schreck einige Minuten die Besinnung weg. Wahrscheinlich glaubten die Banditen, ich sei ohnmächtig geworden, und nahmen deshalb Abstand, mir die Augen zuzubinden. So konnte ich gerade noch zwischen den halbgeöffneten Lidern sehen, wie Sie selbst uns die Tordenskjoldsgade passieren ließen. Dann wurde ich wirklich ohnmächtig!“ sagte er zu Kjöge.

„Also, Sie saßen in dem angeblichen Hilfskrankenauto? Teufel nochmal, wäre ich nur meiner Ahnung nachgegangen!“

„Man sollte immer seinen Ahnungen nachgehen!“ warf der dänische Journalist ein.

„So?“ antwortete Hoyer am Fenster, „dann haben Sie vielleicht auch die Ahnung, daß Sie hier überflüssig sind, Herr Jeppesen, wie?“

Der Reporter schien jetzt seinerseits nicht zu hören.

„Und der Vollbart des Chauffeurs?“ fragte der Chef.

„War vermutlich unterwegs angeklebt worden!“ antwortete der Sekretär.

Kjöge lachte trocken auf. „Das kann ich mir denken. Ähnlich wird die Geschichte mit der Autobrille und den braunen Gläsern sein! Da fahnden wir nun nach einem Verbrecher, von dem wir noch nicht einmal wissen, wie er in Wirklichkeit aussieht. Denn, daß der Mann, der Herrn Söderstorm bewacht hat, gleichzeitig der Anführer der Bande ist, dafür haben wir einstweilen keine Unterlagen. Er kann ebensogut ein gedungenes Mitglied zweiter oder dritter Ordnung sein. Und das Motiv? Es ist zum Verzweifeln!“

Der Chef sah sich wütend im Kreise um.

Als er die Gendarmen in der Ecke erblickte, entließ er sie mit einer Handbewegung.

(Fortsetzung folgt)

Hat der Tag 24 Stunden

Von Dr. Carl Deter

Wie lang ist ein Tag? — 24 Stunden natürlich! Und wie lang ist eine Stunde? — 1/24 Tag nat... —

So geht es also nicht. Ebensowenig hilft uns die Beziehung auf das Jahr; denn, wie die Schalttage beweisen, geht die Länge des Tages nicht glatt auf in einem Jahr.

Wir sagen gewöhnlich, ein Tag daure so lang wie eine vollständige Umdrehung der Erde. Das ist ungenau, denn er dauert etwas länger. Die Meridianebene, d. h. die durch die Erdachse und unsern Standpunkt gelegte und bis zur Sonne verlängert gedachte Ebene, muß sich um annähernd einen Grad mehr als 360° drehen, bis sie wieder die Sonnenmitte schneidet, weil die Erde nicht stehen bleibt, sondern auf ihrer Bahn um die Sonne ungefähr um so viel fortschreitet.

Ist nun aber mit einer so gewonnenen Definition eine stets gleichbleibende Zeitspanne bezeichnet? Gleich innerhalb der Dauer eines Jahres und unveränderlich im Lauf von Jahrtausenden?

Wäre die Bahn der Erde ein Kreis mit der Sonne als Mittelpunkt, so müßte ihre Umlaufsgeschwindigkeit auf der ganzen Strecke stets gleich bleiben, und wenn dazu auch die Rotationsgeschwindigkeit unveränderlich ist, dann wäre während des ganzen Jahres ein Tag so lang wie der andere. Die Erde beschreibt aber keinen Kreis, sondern eine Ellipse, und die Sonne steht in dem einen der beiden Brennpunkte. Der Abstand beider voneinander schwankt also zwischen einem Maximum und Minimum. Dies müßte selbst dann schon periodisch schwankende Tageslängen ergeben, wenn die Erde in gleichen Zeitabschnitten gleichlange Wege zurücklegte; sie bewegt sich aber dazu auch noch in Sonnennähe schneller vorwärts als in Sonnenferne. Die Meridianebene muß also in Sonnennähe eine größere Drehung um ihre Achse ausführen, um vom einen zum andernmal die Sonne zu schneiden, d. h. die (24-Stunden-) Tage sind länger, wenn die nördliche Halbkugel Winter hat.

Praktisch mögen diese Schwankungen kaum in Betracht kommen, theoretisch sind sie aber zweifellos vorhanden. Eine ideal konstruierte Uhr kann also nur Durchschnittswerte für die Tageslängen angeben.

Nun ist die Frage, ob eine solche Uhr auch nach beliebig vielen Jahrtausenden noch im gleichen Verhältnis „richtig“ gehen würde.

Wir müssen unterscheiden zwischen Pendel- und Unruheuhren. Eine Pendeluhr geht bekanntlich am Aequator, wo die Zentrifugalkraft der Anziehungskraft der Erde am meisten entgegenwirkt, langsamer als in höheren Breiten; sie ist von der Schwerkraft abhängig, müßte also für unsere Vergleichszwecke ihren Standort behalten. Eine Unruheuhr ist davon unabhängig.

Wenn nun die Masse der Erde, die ja für ihre Schwerkraft maßgebend ist, und ebenso ihre Rotations- und ihre Umlaufsgeschwindigkeit nach Jahrtausenden noch dieselbe ist wie jetzt, so muß die Uhr, die heute die Tageslänge „richtig“ angibt, es auch nach Jahrtausenden tun. Die genannten drei Größen sind aber ganz bestimmt nicht konstant, wenn auch Veränderungen an ihnen so langsam vor sich gehen, daß sie einstweilen nicht meßbar sind.

Die Masse nimmt ständig zu, da fortwährend Meteore auf die Erde fallen; ein ausgleichender Verlust an Substanz, sei es auch nur in der Gashülle der Erde, steht dem nicht gegenüber. Folglich wächst die Anziehungskraft im Laufe der Jahrtausende, und die Pendeluhr geht schneller, zeigt also mehr als 24 Stunden von einem Mittagssonnenstand bis zum andern. Die Unruheuhr stimmt nicht mehr mit ihr überein, sie könnte durch die Zeigerdifferenz ein Maß für den Massenzuwachs der Erde geben.

Aber dieser hat noch eine andere Folge, durch die auch in die Zeitangaben der zweiten Uhr Unstimmigkeiten gebracht werden. Wenn die Masse der Erde zunimmt, erhöht sich auch die Anziehungskraft zwischen ihr und der Sonne; diese zieht die Erde näher an sich heran, bis durch vergrößerte Zentrifugalkraft wieder ein Gleichgewichtszustand geschaffen ist. Die lineare Geschwindigkeit der Erde bleibt nämlich die gleiche wie zuvor, folglich wird auf der engeren, also kürzeren Umlaufsbahn die Winkelgeschwindigkeit und damit auch die Zentrifugalkraft größer. Der Umlauf wird schneller vollendet, also das Jahr kürzer, so daß irgendwann einmal die Schalttage wegfallen müssen.

Zugleich aber werden die Tage länger; denn die Erde legt — bei gleicher Rotationsgeschwindigkeit — in gleichen Zeitabschnitten einen größeren Bogenteil ihrer Umlaufsbahn zurück, muß also, bis die Meridianebene wieder die Sonne trifft, eine größere Drehung ausführen als früher.

Dazu kommt, daß auch die Rotationsgeschwindigkeit nicht immer gleichbleiben kann, weil sie sich an der inneren Reibung der Flüssigkeiten — Meere — verzehren muß. (Ich erinnere an den bekannten Versuch mit dem rohen und dem hartgekochten Hühnerei: legt man beide auf eine glatte Marmorplatte und versetzt sie in Rotation, so kommt das rohe viel schneller wieder zur Ruhe als das hartgekochte.) Auch dadurch werden die Tage verlängert.

Es ist also eine Kulturnotwendigkeit, für unsere späten Nachkommen ein Instrument zu hinterlassen, das in wirklich verläßlicher Weise jederzeit angeben kann, wie lang in unseren Tagen die Zeitspanne war, die wir jetzt eine Minute nennen. Uhren sind zu kompliziert, um zuverlässig zu sein. Man könnte aber z. B. aus dem neuen, nicht rostenden Stahl eine Art Stimmgabel herstellen und genau überliefern, wie viele Schwingungen sie bei der und der Temperatur und bestimmtem Luftdruck während unserer Minute gemacht hat. Dieses Instrument wäre neben dem Normalmaßstab aus Platin-Iridium in Paris aufzubewahren, wobei wir dann hoffen müssen, daß keine Katastrophe die beiden Kleinodien vernichtet.